

Schatten der Vergangenheit

Nachdem Antoni und Jürgen das Auto in der Nähe des Schwabentors abgestellt hatten, liefen sie durch das alte Stadttor in die zerstörte Innenstadt. Zwei Soldaten kontrollierten den Zugang. Jürgen hatte seinen Ausweis, der ihn als Angestellten der provisorischen Stadtverwaltung auswies, an seinem Hemdkragen befestigt, um damit unnötigen Fragen vorzubeugen. Antoni zeigte seine Papiere, und der Posten ließ die beiden wortlos passieren.

"Wohin gehen wir?"

Jürgen zeigte in Richtung einer schmalen Gasse, die zwischen zwei zerbombten Gebäudereihen verlief. Sie war nur sehr dürftig freigelegt, aber man konnte einigermaßen gefahrlos zwischen den Trümmern hindurchlaufen.

"Wir gehen zum Münster."

Jürgen zündete sich eine Zigarette an. Es war das erste Mal, dass er in Antonis Gegenwart rauchte. Irgendwie wirkte er nicht wie ein typischer Raucher.

"Sie rauchen?"

"Ja, obwohl ich es lieber bleiben lassen sollte. Die Dinger sind mittlerweile einiges wert. Ein Bekannter aus Augsburg hat mir erzählt, dass in der amerikanischen Zone die Stängel mittlerweile als Geldersatz erhalten, weil die alte Reichsmark nichts mehr wert ist."

"Ich dachte schon, es sei der Gesundheit wegen."

"Oh nein, was wir hier in diesen Trümmern an Rauch und Staub einatmen, reicht für zwei Leben. Da brauchen Sie sich um so ein bisschen Tabak keine Sorgen zu machen."

"Wo waren Sie während des Bombenangriffs?"

"In Sicherheit. So sehr in Sicherheit, wie man nur sein kann. Ich war in Tunis in einem französischen Gefangenenlager."

Jürgen nahm einen tiefen Zug.

"Gott sei Dank, muss ich heute sagen. Wer weiß, ob ich noch leben würde, wäre ich hier in Freiburg gewesen oder irgendwo an der Wolga."

"Was hat Sie dorthin verschlagen?"

"Nun ja, wie ich Ihnen schon erzählte, war ich in einer Strafdivision wegen 'Verunglimpfung des Führers'. Eines Abends haben mich zwei Männer von der Gestapo abgeholt. Einen kannte ich sogar, das war der Sohn eines Winzers aus Pfaffenweiler. Er kam sich ganz wichtig vor, mit seinem langen braunen Mantel. Ich konnte nicht einmal meiner Familie Bescheid sagen. Ein Kollege hatte mich verpiffen. Er hat es mit

unserem Führer sehr ernst genommen. Außerdem verstand er nichts von guten Witzen."

"Konnten Sie ihn zur Rede stellen? Ich meine, er hat Ihnen Ihr Leben zerstört, wegen eines blöden Witzes."

"Ach wissen Sie, Antoni, in den letzten zwölf Jahren wurden hier eine Menge Leben zerstört. Wer bin ich, dass ich mich darüber noch gräme. Ich stehe hier und lebe, fast sechzig Millionen Menschen tun das nicht mehr. Auch der junge Kollege nicht, der mich verraten hat. Wie ich hörte, fiel er ziemlich bald an der Ostfront in der Schlacht von Charkow. Das ist der wahre Witz an der Sache, ich stehe hier und rauche genüsslich eine Zigarette und er liegt unter einem Holzkreuz auf einem ukrainischen Acker. Die russischen Schrapnelle unterscheiden nicht danach, ob du glühender Nazi warst, Mitläufer oder erbitterter Gegner. Nach einem Einsatz in Kreta kam ich nach Nordafrika. Ich kann es mir heute noch nicht erklären, aber irgendwie habe ich diesen ganzen Scheiß überlebt. Und im Mai dreiundvierzig ergaben sich dann eine Viertelmillion deutsche und italienische Soldaten den alliierten Truppen. Hitler muss getobt haben. Ich kam nach Tunis in ein Gefangenlager des Freien Frankreichs. Es wurde von der Légion étrangère betrieben. Kein Zuckerschlecken kann ich Ihnen sagen. Doch meine guten Französischkenntnisse und meine einigermaßen verträgliche Vergangenheit machten mir manches einfacher. Als der Krieg vorbei war, suchten die französischen Streitkräfte nach deutschen Soldaten, die aus der neuen Besatzungszone kamen und sich gut führten. So kam ich wieder zurück und wurde der provisorischen Stadtverwaltung zugeteilt. Offiziell bin ich also immer noch Kriegsgefangener der französischen Armee. Aber dank meiner Erfahrung als Kriminalpolizist unterstütze ich die Militärregierung bei manchen Aufklärungsarbeiten. Es klingt seltsam, aber ich habe den Franzosen mittlerweile viel zu verdanken."

Inzwischen waren sie auf dem Münsterplatz angekommen. Antoni blickte den hohen Turm hinauf. Der sandsteinfarbene Bau lenkte seinen Blick in Richtung der Turmspitze hinauf. Er stand wie gebannt vor dem mächtigen Gebäude. Bisher hatte er immer nur die Basilica von Toulouse als großes Sakralgebäude wahrgenommen, doch das Münster wirkte um einiges erhabener und gewaltiger auf ihn. Das Kirchenschiff war ziemlich schlank und der Turm hatte etwas von einer dünnen Speerspitze, weit mehr als die mächtigen Pfeiler manch anderer gotischen Kirchtürme. Was die Szenerie aber so unwirklich machte, war die Unberührtheit dieses Baus inmitten eines Meeres von

Trümmern. Wie eine Trutzburg klebte er auf dem angestammten Platz, an dem er schon seit fast siebenhundert Jahren stand. Nichts konnte ihm etwas anhaben, nicht einmal die Feuerwalze der alliierten Bomben. Lediglich das Dach des hinteren Chores war beschädigt und teilweise abgedeckt. Die Fensteröffnungen waren leer, die mittelalterlichen Glasfenster waren zuvor entfernt worden. Man konnte an eine göttliche Vorsehung glauben, vierzehntausend Bomben und keine davon traf das Münster, als ob eine höhere Macht ihre schützende Hand über das Bauwerk gelegt hätte.

"Jürgen, wo gehen wir hin?"

"Wir werden gemeinsam auf das Münster steigen."

"Ist das nicht gefährlich? Immerhin hat die Militärregierung den Zugang zum Turm geschlossen."

"Wir kommen schon hinauf. Ich habe Beziehungen. Machen Sie sich keine Sorgen, der Turm steht sicher, uns wird nichts passieren."

Antoni war es leicht mulmig zumute, mit großen Höhen hatte er durchaus seine Probleme. Jürgen warf seine Zigarette auf den Pflastersteinboden und öffnete eine kleine Seitentür.

"Ich hoffe, Sie sind gut zu Fuß. Es sind einige Treppenstufen bis zur Spitze."

"Nun ja, wir werden sehen."

Die beiden betraten das große Kirchenschiff, welches durch die fehlenden Fenstergläser in ein helles Licht gehüllt war. Im Bereich des hinteren Chores war ein großes Baugerüst aufgestellt, auf dem ungefähr zwanzig Männer ihre Arbeit verrichteten. Im Mittelgang, kurz vor dem Altar, lagen allerlei beiseite geräumte Trümmerteile. Jürgen winkte einem der Arbeiter kurz zu, der gleich darauf zurückgrüßte. Er steuerte auf eine kleine Tür zu, die neben dem geschlossenen Hauptportal zum Turmaufgang führte. Fast leichtfüßig sprang Jürgen durch die Tür. Sie gelangten in einen kleinen Raum mit einer hölzernen Treppe, die offensichtlich zum Glockenstuhl führte. Jürgen stieg die Treppe in einem flotten Tempo hinauf. Antoni ging hinterher, musste sich aber gleich eingestehen, dass er Jürgens Eifer wohl nicht viel entgegenzusetzen hatte. Nach einigen Minuten hatten sie den Glockenstuhl mit den neunzehn Glocken erreicht. Antoni hielt einen Moment inne und stützte sich mit seinen Händen auf den Knien ab.

"Was ist los, Antoni? Machen Sie schon schlapp?"

"Kein Problem, ich komme gleich. Es geht gleich wieder."

Jürgen lachte vor sich hin und öffnete eine Tür, die in den alten spiralförmigen Turmaufgang führte.

Antoni bemühte sich, ihm zu folgen.

"Na toll, jetzt geht die Arbeit richtig los."

Antoni zwängte sich in den kleinen Turmaufgang und begann, die Treppen hinaufzusteigen. Er hielt sich so gut er konnte an den kalten Steinwänden fest und setzte vorsichtig einen Fuß vor den anderen. Jürgen war ihm weit vorausgeeilt, Antoni konnte in einiger Entfernung seine stapfenden Schritte hören. Ihn überkam der Drang, die Stufen zu zählen, um sich von dem beginnenden Herzklopfen abzulenken. Doch schon nach einigen Schritten verzählte er sich. So schnell und flink er sich im Wasser bewegte, so sehr hatte er hier beim Besteigen dieser kleinen Treppenstufen Probleme. Er spürte, wie ein frischer Wind durch die Ritzen des Aufganges wehte. Nach unzähligen Stufen hatte er die zwölfeckige Stern galerie erreicht, wo Jürgen auf ihn wartete.

"Wir haben ungefähr die Hälfte. Ich nehme doch an, Sie wollen auch ganz nach oben."

Antoni lehnte sich mit einer Hand an einer Sandsteinsäule an.

"Muss das sein?"

"Ich denke schon, schließlich wollen wir doch etwas von der Stadt sehen. Und bei diesem Wetter haben wir bestimmt einen phänomenalen Blick. Ich bin mir sicher, dass wir die Vogesen sehen können. Kommen Sie, auf geht's."

Antoni blickte in den Himmel, wo er einen Schwarm Krähen die immer gleiche Bahn ziehen sah. Er befand sich nun fast auf gleicher Höhe mit dem Vogelschwarm, was ihm leicht unbehaglich war. Der Abstand zu den Tieren hatte sich verringert. Jürgen war durch die schmale Tür in den engen Treppenaufgang verschwunden. Diesmal versuchte Antoni, an ihm dranzubleiben, doch bereits nach einigen Metern war Jürgen ihm davongeeilt. Antoni gab es auf und ging allmählich in seine eigene, ihm angenehme Geschwindigkeit über. Die Stufen wurden immer höher, so dass Antoni das Gefühl hatte, seine Beine immer höher strecken zu müssen. Nach weiteren ermüdenden Drehungen in der gemauerten Schnecke stand er vor einer Öffnung, durch die abermals ein frischer Wind wehte. Sie kam so plötzlich, dass Antoni fast nicht mehr damit gerechnet hatte. Er trat aus der engen Türöffnung und sah, dass sie den Unterteil der Laterne erreicht hatten. Dies war der höchste Punkt. Über ihnen gab es nur noch den Turmhelm mit der Kreuzblume. Jürgen blickte bereits nach Westen über die Stadt und Antoni war einigermaßen beruhigt, dass auch er deutlich am Durchschnaufen war. Antoni nahm einen tiefen Atemzug und ließ für einen Moment die frische Luft auf sich wirken. Es war ein sonniger, klarer Tag, doch hier oben auf gut achtzig Meter Höhe wehte ein unaufgeregter frischer Wind. Er lehnte sich an das massive sandsteinernerne Geländer und

schaute hinunter in die Stadt. Von hier oben war das Ausmaß der Zerstörung noch deutlicher zu erkennen. Die Altstadt direkt unter ihnen glich einem Steinbruch. Kleine Schneisen zwischen den Trümmerfeldern ließen die alten Straßenzüge erahnen. Ab und zu erhellten unbebaute Flächen die Sicht. Der Stadtgarten, auf dem die völlig zerstörte Stadthalle bereits größtenteils abgetragen war, die Uferböschung der Dreisam oder die große freie Fläche hinter dem Bahnhof, die am Horizont vom Mooswald begrenzt wurde. In einiger Entfernung lag der Tuniberg wie ein kleiner Hügel vor den Vogesen, die sich, wie durch ein Glasfenster gesehen, im leichten Dunst auftürmten. Antoni ging weiter gegen den Uhrzeigersinn, um einen Blick auf die südliche Stadt zu werfen. Er blickte auf den Sternwald, weiter über den Lorettoberg bis hin zum Schönberg. Wie ein Wall grenzten die Anhöhen die Stadt zu den Bergen des Hochschwarzwaldes ab. Jürgen, der stehen geblieben war, starrte nachdenklich auf die Stadt.

„Wissen Sie, Antoni, da verlässt man diese schöne Stadt, um in einen Krieg zu ziehen, und wenn man wiederkommt, findet man das hier vor. Niemals hätte ich es für möglich gehalten, dass eine Stadt so zerstört werden kann. Nicht durch Menschenhand.“

Jürgen zog eine Zigarettenschachtel aus der Tasche, steckte sie aber sogleich wieder wortlos zurück.

„Irgendwo da unten liegen meine Schwester und ihre zweijährige Tochter unter den Trümmern.“

Er zeigte auf ein völlig zerstörtes Stadtgebiet hinter dem Bahnhof.

"Sie waren wohl in einen Keller geflüchtet, der nicht ganz abgeschlossen war. Das Feuer über ihnen muss den ganzen Sauerstoff aus den Räumen gezogen haben.“

„Haben Sie noch andere Angehörige in Freiburg?“

„Ja, meine Mutter. Mein Vater ist schon vor zehn Jahren gestorben, er musste das ganze Chaos nicht miterleben. Mein Schwager befindet sich noch in russischer Kriegsgefangenschaft. Ich weiß nicht mal, ob er eine Ahnung davon hat, dass seine Frau und sein Kind nicht mehr am Leben sind.“

Antoni wusste nicht, was er sagen sollte. Er hatte mit dem Krieg bisher nicht viel zu tun gehabt. Seine Heimat lag im Bereich des ehemaligen Vichy-Frankreichs. Ihr Alltag war von der fremdbestimmten Besatzung nur oberflächlich berührt, Kriegshandlungen gab es dort so gut wie keine. Lediglich Flüchtlingsströme aus dem spanischen Katalonien, die vor Francos Kriegsmaschinerie flohen, brachten den Zweiten Weltkrieg hautnah zu ihm nach Hause. Der Gedanke, dass Perpignan dem Boden gleichgemacht werden könnte, war für ihn völlig surreal und

unvorstellbar. Er blickte nachdenklich über das Meer von grauen Trümmerresten.

"Offenbar hat es im Norden und Westen der Stadt mehr Zerstörungen gegeben als im Süden und an den Hängen der Berge."

"Ja, im Norden und im Westen sitzen die wenigen Gewerbebetriebe und die Infrastruktureinrichtungen der Stadt. Dort wohnte aber auch die Arbeiterschicht. Während die Villen in der Wiehre und an den Berghängen größtenteils glimpflich davongekommen sind, waren es vor allem Arbeitersiedlungen, die zerstört wurden. So war dieser Luftangriff, und vielleicht auch der ganze Weltkrieg, eine Art Klassenkampf von oben. Die Geschichte wiederholt sich immer wieder. Die wahren Verlierer eines Krieges sind stets die einfachen Leute, egal ob hier, in Russland oder sonst wo."

Antoni stütze sein Kinn auf seine verschränkten Arme auf.

„Ich hätte Freiburg gerne vor dem Bombardement kennengelernt. Es muss eine wirklich schöne Stadt gewesen sein.“

„Ja, das war sie. Es war eine Stadt der Kultur und der schönen Künste. Es gab pittoreske Altstadtgässchen aus mehreren Jahrhunderten sowie schöne Parkanlagen. Und nun, schauen Sie sich das an.“

„Dieser Krieg hat fast ganz Europa in Trümmer gelegt, Freiburg ist leider nur ein Beispiel unter vielen. Von Irland bis an die Wolga liegen mehr oder weniger zerstörte Städte wie an einer Perlenschnur nebeneinander. Und das auf einem Kontinent, der als Wiege der abendländischen Kultur, der Aufklärung und der modernen Menschheit gilt.“

„Ich weiß, was Sie sagen wollen, Antoni. Wir waren es, die damit angefangen haben, wir haben damit begonnen, Massen an Sprengbomben über fremden Städten abzuwerfen. Für Bewohner von Warschau oder Coventry mag dies hier eine Genugtuung sein. Schließlich haben wir nur unsere eigene bittere Medizin zu kosten bekommen. Wer weiß, ob der Krieg nicht noch andauern würde, wenn die alliierten Bomberverbände mit diesem Gemetzel aus der Luft nicht den Stecker gezogen hätten. Und letztendlich kann man es ihnen auch kaum verdenken, denn niemand in Deutschland konnte wirklich so naiv sein zu denken, dass man einfach so einen brutalen Vernichtungskrieg in die Welt tragen kann, ohne dafür eine Quittung präsentiert zu bekommen. Trotzdem tut es verdammt weh, seine Heimatstadt so sehen zu müssen.“

„Wissen Sie, Jürgen, für mich ist es immer noch unvorstellbar, was hier in Deutschland passiert ist.“

„Das wäre es für mich auch, wenn ich es nicht selber miterlebt hätte. Ich kann Ihnen versichern, dass das hier niemand wollte.“

Er zeigte mit einer ausladenden Armbewegung über die Stadt.

„Niemand hat dies hier nur in Ansätzen für möglich gehalten. Krieg war für uns vor dem Beginn des Polenfeldzuges etwas Abstraktes, einfach weit weg. Ich habe den ersten Weltkrieg nicht miterlebt, aber meine Mutter hat mir oft davon erzählt. Der Krieg war nicht wirklich da, er fand im Ausland statt, aber nicht in Deutschland. Der Normalbürger, wenn er nicht gerade an die Front geschickt wurde, konnte einigermaßen unbehelligt sein Alltagsleben weiterführen. Irgendwie haben die Menschen in diesem Land vor sechs Jahren gedacht, dass sich genau das wiederholt. Unsere Soldaten kämpfen in fernen Ländern und hier geht alles seinen gewohnten Gang. Den Gedanken, dass dieses Mal die Front nach Deutschland direkt vor die Haustür kommen würde, hat niemand auf der Rechnung gehabt. Deswegen ist die Realität für viele Menschen immer noch so unfassbar. Besonders hier in Freiburg haben viele gedacht, dass man verschont bliebe. Die Industriezentren an Rhein und Ruhr, Berlin, der Hamburger Hafen ja, aber Freiburg?“

„Nun, man befürchtete wohl Truppenverschiebungen von der Ostfront nach Frankreich, die eine Invasion dort sehr erschwert hätten. Die Engländer glaubten wohl, dass diese Truppenbewegungen über die Rheinschiene und Freiburg stattfinden könnten, und deshalb musste auch Freiburg dran glauben.“

Jürgen lehnte sich über die Brüstung und nahm einen tiefen Atemzug.

„Ich kann es Ihnen nicht erklären, wie es dazu kam. Als die Nationalsozialisten an die Macht gekommen waren, fühlte es sich alles so harmlos an. Ich war nie Parteimitglied, weil ich mit dem militärischen Firlefanz nichts anfangen konnte, aber ich muss gestehen, dass ich, wie viele andere auch, einen neuen Wind verspürte. Es veränderte sich plötzlich so vieles, was vorher nur aus Stillstand und Armut bestand. Es ging wirtschaftlich bergauf, die Gründe dafür waren uns damals egal. Es gab wieder Arbeit und Lohn und Brot und man hatte keine Angst mehr vor der Zukunft. Ich weiß, es hört sich wahnwitzig an vor dem Hintergrund dessen, was hier in den letzten sechs Jahren passiert ist. Aber man war ausgehungert nach guten Aussichten, so dass man nur das vermeintlich Positive sehen wollte. Die vielen negativen Aspekte wurden einfach rigoros verdrängt. Ich war damals sechzehn Jahre alt, als die Nazis an die Macht kamen, und hatte keine Ahnung von den Zielen und Motiven dieser Partei. Den meisten in meinem Alter ging es ähnlich. Und von den Älteren, die es wissen mussten, waren viele einfach zu, nun ja, zu dumm dafür.“

„Zu dumm?“

„Ja, durchaus. Ich meine damit, dass die ehemalige Demokratie viele Gelegenheiten für die Fleißigen und Schlaunen bot. Man musste sich anstrengen, um etwas zu werden, und das war in den Zeiten der Wirtschaftskrise sowieso nicht einfach. Wer etwas werden wollte, musste besser sein als die anderen. Doch dann kamen die Nazis und über Nacht boten sich neue Möglichkeiten. Man musste nichts können oder leisten, lediglich eine braune Uniform anziehen und plötzlich war man wer. Das war so einfach und zog viele schlichte Gemüter an, die vorher in einer liberalen Gesellschaft keine Chance hatten oder keine sahen.“

„Was machte Sie dann zu einem Gegner des Regimes?“

„Das war ein schleicher Prozess. Ich könnte jetzt sagen, es war die Unmenschlichkeit, die Judenverfolgung, die Abschaffung der Demokratie, doch das war ehrlicherweise nur untergeordnet. Es waren rein persönliche Gründe. Gründe, die mir zeigten, dass ich das Leben, wie ich es leben wollte, in diesem System nicht leben konnte. Es ist schwer das zu beschreiben, aber mit dem Umsturz ist auch eine Muffigkeit und unerträgliche Spießigkeit in Deutschland eingezogen, die ich in meinen Jugendjahren vorher so nicht kannte, auch nicht hier in der Provinz. Man fühlte sich frei, an den Theatern hingen Bilder von Varietés, die einen Hauch von Berlin oder Paris nach Freiburg brachten. Unser Nachbar, der in einer Mansardenwohnung über uns wohnte, hörte immer Schellackplatten mit Jazzaufnahmen aus den Vereinigten Staaten. Nach 1933 gab es das nicht mehr, alles war plötzlich grau und einheitlich. Verboten war, was nicht ausdrücklich erlaubt war. Für mich als junger Mensch eine Stimmung, in der ich keine Chance sah, mich zu entfalten. Es ist seltsam das zu sagen, aber seit ich wieder hier bin, ist es das erste Mal, dass ich das Gefühl habe, mein Leben so leben zu können, wie ich es will. Eigentlich ein perverses Gefühl vor dem Hintergrund dieser zerstörten Stadt und der völlig unsicheren Zukunft.“

„Ich habe das noch nie so gesehen, da es mich als Ausländer nicht betrifft, aber die Stadt wirkt auf mich wie in einem Zeitloch festgehalten. Es scheint nicht vorwärts zu gehen, aber auch nicht zurück.“

„Es wird vorwärts gehen, aber keiner kann sagen wohin. Freiburg wird das Schicksal ganz Deutschlands teilen müssen, und das wird nicht hier entschieden, auch nicht in Paris und London, und schon gar nicht in Berlin. In den Korridoren von Washington und Moskau wird über das weitere Schicksal dieses Landes, und damit auch dieser Stadt, bestimmt werden. Nicht einmal ihr Franzosen wisst doch wirklich, was

ihr mit Freiburg und der euch anvertrauten Besatzungszone anfangen sollt.“

„Nun ja, für das Erste sorgten wir dafür, dass der Krieg beendet wurde und auch bleibt. Alles Weitere wird man sehen. Was mich persönlich mit der Stadt verbindet, ist dieser merkwürdige Fall, mit dem wir uns herumschlagen. Wir haben viele Fragen geklärt und immer neue sind aufgetaucht. Nichts will so richtig zueinander passen. Ich werde das Gefühl nicht los, dass hier etwas Großes im Gange ist. Etwas, das wir jetzt noch nicht überschauen und einschätzen können. Ich denke, wir müssen sehr vorsichtig sein. Meine anfängliche Einschätzung, dass wir so unbehelligt und souverän den Fall lösen, hat sich mittlerweile zerschlagen. Ich denke da an den Vorfall in der Kommandantur.“

„Welchen Vorfall meinen Sie?“

„Der alte Mann, der mich in den baufälligen Teil des Hauses gelockt hat. Er geht mir seither nicht mehr aus dem Kopf. Das war kein Zufall oder ein dummer Streich. Ich denke, wir sind unter Beobachtung und müssen unsere nächsten Schritte sehr sorgfältig abwägen. Hier geht mehr vor, als es momentan den Anschein hat.“

„Was gibt Ihnen das Gefühl?“

„Ich kann es nicht sagen. Etwas liegt über dieser Stadt, was mir Angst macht. Sind Ihnen schon diese Unmengen an Krähen aufgefallen?“

„Was ist mit Ihnen? Sie werden doch keine Angst vor ein paar Vögeln haben?“

„Nein, aber ich habe noch nie so viele auf einmal gesehen.“

„In der Tat, ich habe das bis jetzt auch noch nie so sehr wahrgenommen. Vielleicht ist es die verwundete Stadt, die diese Vögel wie Aasgeier anzieht.“

„Diese Vögel sind mir unheimlich, ich habe das vorher so noch nie gespürt.“

Jürgen blickte nach oben und kniff dabei leicht die Augen zusammen.

„Nun, ich habe momentan mehr Angst vor den Tauben, die über uns in der Turmkrone sitzen und ihre Exkremeente fallen lassen könnten. Ich schlage daher vor, dass wir uns langsam wieder an den Abstieg machen, bevor uns die Vögel noch etwas zur Erinnerung zurücklassen.“

Antoni und Jürgen machten sich wieder auf den Weg nach unten. Als sie die Wendeltreppe hinabstiegen, merkte Antoni, wie die Geräuschkulisse sich stetig änderte. Das ständige Pfeifen des Windes wurde vom Gemurmel der Menschen auf dem Münsterplatz abgelöst, welches immer lauter zu Ihnen nach oben drang.

Als sie festen steinernen Boden unter den Füßen hatten, führte Jürgen Antoni zu einem befreundeten Metzger in der nördlichen Innenstadt, der sich in einem halbwegs bewohnbaren Gebäude einen Verkaufstand aufgebaut hatte. Er schaute Antoni skeptisch an, als er diesen als Franzosen erkannte.

„Jürgen, du arbeitest ja jetzt für die Franzosen. Jeder von uns muss schauen, wie er in diesen Zeiten über die Runden kommt. Aber ist es nötig, dass du einen von ihnen mit in den Laden bringst?“

„Mach dir keine Sorgen, der hier ist harmlos. Glaube mir, Monsieur Cardona hat andere Sorgen als deine Pferdewurst. Und außerdem kann er dich verstehen, er spricht nämlich sehr gut Deutsch.“

Der Metzger errötete und verschwand in einem dunklen Raum, aus dem er kurz darauf wortlos mit zwei belegten Brötchen mit jeweils einer Scheibe Fleischkäse zurückkehrte.

„Der Fleischkäse ist etwas grob, weil meine Kuttermaschine noch nicht richtig funktioniert, aber ich hoffe, es schmeckt euch trotzdem.“

Antoni biss in das seltsame Gebilde, was er zuvor noch nie probiert hatte. Es schmeckte ziemlich fettig und er merkte bald, dass sein Magen bei einem zweiten Fleischkäse revoltieren würde. Dennoch war es auf seine Art und Weise doch sehr lecker und nach dem kräftezehrenden Aufstieg genau das Richtige.

Jürgen fuhr Antoni mit seinem Auto bis zur Kaserne. Ungefähr einen Kilometer vor dem Ziel auf der Höhe des Lorettobergs bat Antoni ihn, den Wagen anzuhalten.

„Ein kleiner Abendspaziergang wird mir ganz gut tun. Ich werde die letzten Meter laufen.“

„Sie hatten heute offenbar noch nicht genug Bewegung. Nun gut, wir bleiben in Kontakt.“

Antoni stand am Straßenrand und wartete, bis Jürgen seinen Wagen auf der leeren Straße gewendet hatte. Er schlenderte die Straße weiter in Richtung der Kaserne. Der Himmel hatte sich jetzt etwas zugezogen und es wurde leicht kühl. Die Straße war menschenleer, um diese Zeit waren weder Autos noch Fußgänger unterwegs. Antoni bereute seine Entscheidung, doch hatte er die Hoffnung, dass er Mona vor der Kaserne wiedersehen könnte. Direkt über sich konnte er einige Krähen ausmachen, sie flogen nur wenige Meter über seinen Kopf und zogen immer wieder dieselben kleinen Kreise. Antoni hatte das Gefühl, dass sie bei jedem Kreiselflug immer tiefer kamen. Er beschleunigte seinen Schritt, so dass er fast das Gefühl hatte zu rennen. Währenddessen

schaute er nach oben und fixierte die Vögel. Er zählte fünf Krähen, zu wenig für einen Schwarm. In einiger Entfernung konnte er den Eingang der Kaserne sehen. Die Vögel verhielten sich ruhig, es fühlte sich an wie ein Geleit, als ob sie sichergehen wollten, dass er auch wirklich zur Kaserne ging. Aus der Entfernung konnte Antoni eine Menschenmenge vor dem Kaserneneingang ausmachen. Als er dort ankam, flogen die Vögel immer noch über ihm. Es befanden sich ungefähr zwanzig Personen vor dem Eingang, doch Mona war nicht dabei. Antoni wusste nicht, ob er darüber enttäuscht oder erleichtert sein sollte. Als er die Kaserne betrat, sah er die Vögel wieder deutlich höher fliegen, aber sie blieben immer noch direkt über ihm. Erst als er die Poststelle betrat, fühlte er sich sicher. Der junge Soldat saß an seinem Schreibtisch und sortierte einen Stapel Briefe. Als er Antoni sah, stand er sofort auf.

„Mon Inspecteur, es kam ein Telegramm für Sie an.“

Er griff in eine Schublade hinter sich, holte ein zusammengefaltetes Blatt Papier heraus und reichte es über den Tresen. Antoni nahm es wortlos an sich. Als er das Gebäude verließ, ging sein Blick instinktiv nach oben. Die Krähen waren nicht mehr zu sehen. Er steuerte auf seine Unterkunft zu, vor der einige Soldaten gerade einen Reifen an einem Militärfahrzeug wechselten. Antoni faltete das Papier auseinander, auf dem dünne Klebestreifen mit dem Telegrammtext klebten, und überflog den Inhalt.

'Matthieu Nanterre. Tot aufgefunden im Steinbruch. Gewaltverbrechen.'

Antoni blieb kurz stehen, als müsse er sich erst über das klar werden, was er gerade gelesen hatte. Der plötzliche Tod des Chauffeurs könnte ein unglücklicher Zufall sein, aber irgendwie fiel es ihm schwer, daran zu glauben. In letzter Konsequenz hieß dies, dass jemand oder etwas einen Mitwisser ausgeschaltet hatte und die Fäden der Verantwortlichen bis nach Clermont-Ferrand reichten. Jeder, der mit dem Fall zu tun hatte, schwebte in ernster Gefahr, dessen war sich Antoni nun sicher. Colonel Leuvin, das Mädchen Elisabeth, Jürgen und auch er selbst. Eine unsichtbare Schlinge schien sich um seine Kehle zu ziehen. Er bekam das Gefühl, es mit einer Macht aufgenommen zu haben, der er nicht gewachsen war. Er spürte einen Fluchtreflex in sich, dieses ewige Gefühl des kommenden Scheiterns, welches er sich so fest vorgenommen hatte zu verdrängen.

In seinem Zimmer angekommen musste er das Telegramm noch einmal lesen, als wollte er sichergehen, sich vorhin nicht vertan zu haben. Doch die Buchstaben hatten sich nicht geändert. Antonis Fantasie spielte verrückt. Er sah einen Mann mit offenem Brustkorb in einem Steinbruch liegen, so wie er den alten Colonel auf dem Foto

gesehen hatte. Sein Blut und seine Eingeweide waren rund um den Körper drapiert, sein Blick angsterfüllt und leer. Er würde bei Gelegenheit einen ausführlichen Brief an seine Vorgesetzten in Toulouse schreiben und von den möglichen Verbindungen zu den Freiburger Vorfällen berichten. Antoni trat ans Fenster, zog an dem alten verrosteten Griff und das kleine Fenster öffnete sich mit einem leichten Knarzen. Antoni beugte sich über seinen Sekretär und streckte den Kopf aus dem Fenster. Dunkle Wolken türmten sich hinter den nahen Bergen auf, die wie dicke marmorierte Flächen im Himmel lagen und alles andere zu erdrücken schienen. Antoni fixierte den Wald und nahm einen tiefen Atemzug. Eine unheimliche Stimmung lag über der Szenerie, es war, als ob der Tag sich mit aller Macht in die Nacht verschieben wollte. Nicht nur durch die Erddrehung konnte die Sonne versinken, sondern auch schwarze bauchige Wolken konnten sie verschwinden lassen. Die Luft hatte jene feuchte Kühle, die einen Regen ankündigte. Antoni wollte gerade das Fenster schließen, als ihn plötzlich etwas Hartes an der Stirn traf. Sofort zog er den Kopf zurück, aber ein nächster Schlag traf ihn an der linken Wange. Etwas Schwarzes flatterte vor seine Augen und wischte ihm immer wieder über das Gesicht. Antoni stolperte rücklings in das Zimmer und sah einen großen schwarzen Vogel, der sich offensichtlich in sein Zimmer verirrt hatte. Wie in Panik flatterte das Tier umher und schaufelte mit schnellen Flügelschlägen Luft durch den Raum. Antoni ließ sich auf sein Bett fallen und betrachtete die Krähe, die plötzlich auf ihn herabstieß und gegen seinen Brustkorb flog. Er hielt beide Hände in die Luft, um das Tier abzuwehren, aber der Vogel hatte sich wie in Panik an ihm festgekrallt und flatterte wie wild mit seinen Flügeln. Ein lautes Krächzen schrillte in seinen Ohren. Ein sich hastig bewegendes schwarzes Schatten und ein kratziges Ding in seinen Händen war alles was Antoni in seiner Panik wahrnahm. Es gelang ihm schließlich, sich unter dem Vogel wegzurollen und sich vom Bett auf den Boden fallen zu lassen. Der Vogel flatterte zur Decke und flog in einer torkelnden Bewegung zum Fenster. Er polterte mit einem Flügel gegen den Fensterrahmen, bevor er mit einem heiseren Krächzen aus der Öffnung flog. Antoni lag auf dem Boden und blickte auf das offene Fenster. Er fühlte sich wie benommen, als er langsam wieder aufstand. Der Schreck saß ihm noch in den Gliedern. Wo kamen nur diese ganzen Vögel her? Er schloss das Fenster und fühlte erst jetzt die Stille in dem kleinen Raum. In Höhe des Dachfirstes sah er eine Gruppe Krähen in einiger Ferne ihre Runden ziehen. Dann brach der Schwarm aus dem

Kreisen aus und die Vögel verschwanden gemeinsam über dem nahegelegenen Lorettberg.

Auszug aus dem Roman „Stadt der Krähen“

Books on Demand (2017)

454 Seiten

ISBN 978-3-743-167-742

Alle Rechte liegen bei BOD und Jochen Pogrzeba